Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 26 (1939)
Heft: 24: Erziehung und Schule in der Kriegszeit I

Artikel: So war es wirklich nicht gemeint : aber was nun?
Autor: Schöbi, Johann
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-540069

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

d) den freudigen Willen wecken und kräftigen zur eigenen Mitarbeit an den Kulturaufgaben der Menschheit innerhalb der naturgegebenen Lebenskreise (historischer Wille: soziale und staatsbürgerliche Erziehung) und zwar in jener geläuterten vaterländischen Gesinnung, zu der die Schule nur den Grund legen soll, während das Leben sie vollenden muss." *K. C.*

So war es wirklich nicht gemeint — aber was nun?

Die Weihnachtsbriefe an unsere Soldaten bildeten lange Zeit einen interessanten Gesprächsstoff, und was wir besonders anerkennen wollen: die Oeffentlichkeit freute sich dessen, was die Schule unseren Leuten an der Grenze zuliebe tat. Das bekundet auch die folgende Presseäusserung:

. . . Der Gedanke war originell, weder aus dem Norden noch aus dem Westen bezogen. . . Vielerorts griffen die Soldaten beim Paket zuerst nach dem Brieflein. Und manchem kamen die Tränen, ohne dass er sich wehren konnte. . .

Auch bei den Kindern hat es fein gewirkt. Für manche war das Antwortschreiben der erste Brief, der an die eigene Adresse gerichtet war. Das „erste Brieferlebnis"! Und mancher Soldat hat es fein verstanden, in heimeliger Weise dem Buben oder dem Mädchen einen schönen Wink zu geben, wie man daheim dem Vaterlande dienen kann. Mütter, die es verstehen, werden solche Briefe erzieherisch auszuwerten wissen.

Dass da und dort eine Nebenwirkung erzielt wurde, die nicht geplant war, ist begreiflich. So ist mit dem Seppli einige Tage nichts anzufangen gewesen, weil er der einzige im ganzen Dorf war, dem ein „Hauptme" geschrieben hat. Er, der unbekannte Seppli, hat einem Offizier geschrieben — ohne es gewusst zu haben. Und nun hat der Hauptmann dem Seppli gedankt! „Was kostet die Welt, ich kaufe sie: denn mir hat ein Hauptmann geschrieben . . ." Da und dort kam sogar aus dem Feld als Antwort auf das Bubenbrieflein ein schönes Weihnachtspaket in eine arme Kinderstube. Selbst Adoptionen wurden eingefädelt. . . (Hochwacht.)

An der ganz originellen Idee war also nichts zu bemängeln, und wir Lehrer haben mit Freuden mitgemacht. Dass dieses erste Mal nicht alles klappte und auch einige Misstöne mitunterliefen, ist bei keiner Aktion, die der Erfahrungen entbehrt, zu vermeiden. Die berechtigte Kritik wird uns höchstens nach besseren Wegen suchen lassen, um das abzustellen, was mit Recht vermieden wird. Freuen wir uns der Tatsache, dass die Oeffentlichkeit an der Schule Interesse zu zeigen begann und anfing, sich an dem zu freuen, was geleistet wurde. Und mancher Soldat, der dann in grosser Begeisterung zur Feder griff, wird sofort gefühlt haben, dass es doch nicht so leicht ist, den Kontakt mit den Kindern zu finden, wie er sich dies vorstellte, und dass das Lehrersein auf Voraussetzungen beruht, an die er zuvor gar nicht dachte. Daher haben diese Soldatenbriefe manche Brücke geschlagen und schon aus diesem Grunde Gutes geschaffen.

Es war erfreulich, dass fast alle Schülerbriefe beantwortet wurden. Unter diesen Umständen musste es jene, die nichts erhielten, wirklich schmerzen. Aber auf diese Enttäuschung konnte man vorbereiten; und wer will einen Soldaten, der zum Schreiben keine Zeit fand oder es im Trubel des Dienstes vergass, einen Vorwurf machen wollen! In fast allen Fällen wird dieser Hinweis genügen, um die Vergessenen zufriedenzustellen.

Auf eine weniger harmlose Begleiterscheinung des Briefwechsels zwischen Soldat und Schülerin ist nun aber durch einzelne Pressestimmen aufmerksam gemacht worden. Die „Hochwacht" schreibt in einer zweiten Einsendung:

In Städten vor allem, haben da und dort auch die oberen Klassen Brieflein geschrieben. Und nun begann mit der Antwort ein regelrechter Schwarm-Rekord. Wie eben diese Gofen sind:

Es interessierte sie bald vielmehr der „Zivilist" als der Soldat. Und so beginnt der Morgen mit der Neuigkeit: „Meiner" hat schon wieder geschrieben. — „Meiner" ist erst zweiundzwanzig Jahre alt. — „Meiner" ist Leutnant. — „Meiner" will mich besuchen. — „Meiner" kommt bald in Urlaub. —

Neulich ging ich über die Strasse an drei solcher Gofen vorbei. Und nur im Vorbeigehen habe ich den Satz aufgefangen „Mein Soldat schreibt mir jede Woche". Wie haben die beiden andern diese Schülerin beneidet!

Mehr als eine Verkäuferin weiss zu erzählen, wie der junge Gof — natürlich aufgetackelt und aufgeputzt — alle drei Tage in das Geschäft kommt, um zu fragen, ob der Herr So und So, „ihr Soldat" immer noch nicht entlassen sei. . .

Ein Soldat erzählt: „Eines schönen Tages, an einem Sonntagabend wurde ich aus der Wirtschaft gerufen, ein Fräulein wolle mich sprechen. Ich ging hinaus und fand . . . das Mädchen, das mir den Weihnachtsbrief geschrieben. Natürlich war es kein acht- sondern ein fünfzehnjähriges. Ein ganz unterhaltendes Ding. Auf einmal sagte der Gof: „Dass Sie es wissen, ich muss spätestens morgen früh mit dem ersten Zug wieder daheim sein". Ich glaubte nicht gut zu hören. „Ja, Sie können heute abend fahren, ich muss so wie so bald drinnen sein". Und die Antwort? „Das machen Sie mir doch nicht weis. Sie als Korpis haben doch einen eigenen Schlag . . ."

Eine weitere schrieb, sie wünsche zu kommen. Er gab gleich zur Antwort: Er sei verheiratet usw. Sie: Das würde heute doch gar nichts mehr ausmachen.

Wo liegt die Gefahr der Briefe? Gerade diese älteren Gofen verstehen es, von allerlei lebendigen und wunschartigen Dingen zu berichten. Da sprudelt das junge Leben. Und von daheim kommen andere Briefe: Die Marie ist wieder krank. Ich selber kann bald nicht mehr. Wenn Du doch heimkommen könntest . . . Karli sollte ein neues Kleid haben, woher das Geld nehmen . . . usw. Jammern und Klagen und vielleicht zum Schluss ein gutes Wort. Die Briefe vergleichen sich von selbst. Und wenn einer nicht genügend Rückenmark hat, bändelt die Sache sich weiter.

Den Briefen folgen Päckchen. Neulich schickte „eines" seinem Soldaten: Ein Paar Lederhandschuhe, 2 Tafeln Schokolade, 2 Hustenbonbonspäckchen und Zigaretten. Wer hat's bezahlt? Sicherlich nicht der Gof. Ob dieser Soldat es nötig hat, solche Päckchen zu bekommen?

Nun hat unser General die Weisung gegeben, die letztjährige Weihnachtsbescherung ad acta zu legen. Wir möchten besonders jenen Soldaten, die an den Briefen merken, dass ein richtiger Schwarm dahintersteckt, bitten, diese Korrespondenz auch ad acta zu legen.

Keine Soldatenantwort war bestimmt besser als eine verfehlte. Nun, damit hatte man zu rechnen. Wer wollte jedem die nötige Intelligenz zumuten, um den richtigen Kinderton zu treffen, genügend Takt, um nicht zu verletzen oder den nötigen Abstand zu wahren? In einigen Fällen soll es aber vorgekommen sein, dass schon der Inhalt des Schülerbriefes falsche Wege ging — dann klagen wir die Lehrer an, die die Arbeiten unkontrolliert abgehen liessen und damit eine grosse Verantwortung auf sich luden. Hier wäre es leicht gewesen, Missgriffe zu verhüten. Soweit sollte unser Einfluss noch reichen! Dagegen konnte er die Antworten der Soldaten nicht erfassen. Was tun wir hier? Selbstverständlich kann niemals geduldet werden, dass die unschuldigen Briefe zu Liebschaften führen und noch weniger, dass Kräfte geweckt werden, die noch lange geschlummert hätten. Aber diesem Unfug ist bestimmt beizukommen. Wir haben einen Fehler gemacht — wir liessen die Kinder ihre genaue Adresse angeben und machten so einen direkten Briefwechsel möglich. Bei einer neuen Aktion muss dies unter allen Umständen unterbunden werden. Wie die Briefe durch den Lehrer vermittelt wurden, möge dieser auch die Antwort entgegennehmen. Können sie dem Kinde unbedenklich ausgehändigt werden, dann wird er es auch tun; in allen andern Fällen muss er sie ohne weitere Mitteilung unterschlagen. Schon die Tatsache, dass der Soldat weiss, dass in

erster Linie der Lehrer Einsicht in das Schreiben nimmt, wird manchen zur Rücksichtnahme zwingen. Und dazu kann man es machen, wie dies eine kluge Lehrerin besorgte: Sie liess nicht nur das, was die Schüler schrieben, in ein Heft eintragen, sondern fügte gleich noch die Abschrift der Antwort bei. Zudem darf man ruhig davon absehen, zu verlangen, dass unbedingt zurückgeschrieben werden muss. Unsere Schüler wollen doch jenen, die für unser Land Dienst tun, eine Freude bereiten. Hat es da einen Sinn, dafür das grosse Opfer — und das ist es manchem — eines Gegenbriefes zu fordern? Ja, es liesse sich der Wunsch überlegen, ob man sich gar nur mit den Schülerberichten begnügen will. Unter dem ersten Eindruck der vorstehenden treffenden Kritik in der „Hochwacht" war ich willens, dies als beste Sicherung vorzuschlagen. Dann aber war ich Zeuge, wie sich von Landesteil zu Landesteil Fäden spannten, wie Soldaten, Briefempfänger, armen Bergbauern Hilfe zukommen liessen, und wie sehr viel zum gegenseitigen Verstehen beigetragen wurde. Das sind Werte, die eine Wiederholung des ersten gutgemeinten, aber noch nicht ganz gelungenen Versuches durchaus rechtfertigen.

Zum zweiten Male wollen wir es selber auch noch besser machen. Treiben wir mit unseren Briefen keine Reklame — es soll ein Brief vom Schweizerkind zum Soldaten werden, ungekünstelt, dem warmen Herzen entsprungen! Es wird zum zweiten Male auch besser gehen, vielleicht ohne jede Hilfe des Lehrers, sicher aber doch so, dass man diese nicht gar zu sehr spürt. Für mich, den Lehrer, war es interessant, die vielen Veröffentlichungen von Mustergebilden zu lesen, die in Zeitungen und Illustrierten erschienen. In fast allen Fällen spürte man die fremden Federn, oft derart, dass der Nichtfachmann ob der Schreibgewandtheit der kleinen Viertklässler staunte und mit Enttäuschung feststellte, dass der Lehrer des Heimatortes niemals so Gediegenes zustande brächte. Sicher sind diese Briefe nicht dazu da, um Mißstimmungen zu schaffen. Sie sind auch nicht da, um Geschäfte zu machen. Jetzt soll gar noch ein Buch erscheinen, das die besten Ergüsse sammelt und damit ein Zerrbild unseres Schaffens bietet. Hoffentlich besitzt unsere Lehrerschaft Takt genug, um durch ihr Beiseitestehen diese finanzielle Ausbeutung eines guten Gedankens zu verhindern.

Gossau. *Johann Schöbi.*

Mittelschule

Die Mittelschule und ihre Lehrer in der Kriegszeit

Unsere Mittelschule wird sich in gegenwärtiger Zeit vor den zwei Fehlern hüten müssen, in welche Unbesonnene allzuleicht fallen, wenn aussergewöhnliche Ereignisse sie überraschen: vor einem Zuviel und vor einem Zuwenig. Ein Zuviel würde geschehen, wollten wir den Spruch überbetonen: Inter arma silent musae. Unsere Mittelschule darf ihr überzeitliches Bildungs- und Erziehungsziel auch in der Kriegszeit nicht umstellen oder misskennen. Im Gegenteil: gerade die Grundlinien müssen betont werden; sie bilden den Rahmen, innerhalb dessen jede Neuordnung sich gestalten muss, insofern sie von Bestand sein soll. Eines Zuwenig würde sich schuldig machen, wer sich an den Ausspruch hielte: Noli turbare circulos meos. Unsere Schüler stehen glücklicherweise den durch den Krieg aufgeworfenen Fragen nicht ohne